

Wolfgang Bönitz

und immer über die Muldenbrücke...

Die Brücke zwischen Lunzenau und Hohenkirchen steht schon seit Jahrhunderten in den verschiedensten Konstruktionen. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war ihr Aufbau sehr einfach, im wesentlichen war die Brücke aus Holz gezimmert, mit Pfählen, Belag und Geländern, die von Zeit zu Zeit erneuert werden mußten. Aber in allen Jahrhunderten war sie eine unverzichtbare Verbindung von Ost und West, ermöglichte den Austausch von Gütern und landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die auf beiden Seiten des Flusses hergestellt und geerntet wurden.

Gewaltig an Bedeutung gewann die Brücke für die Lunzenauer mit den Ausbau der Bahnlinien zwischen Chemnitz und Leipzig (1872) und zwischen Glauchau - Rochlitz - Großbothen (1876) im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Lunzenau war damit an die Welt angeschlossen worden und die wirtschaftliche Entwicklung der kleinen Stadt erhielt enorme Impulse. Fabriken - z.B. die Erweiterung der Weberei (1872), der Neubau der Papierfabrik (1885) sowie die Strumpffabrik Lindemuth (1886) - und viele Handwerksbetriebe konnten gegründet und erweitert werden; deren Erzeugnisse wurden über die Brücke zu den Bahnhöfen gebracht und versandt, die Rohmaterialien kamen auf dem umgekehrten Weg in die Stadt. Die Läden erweiterten ihr Angebot und wenn auch die Auswahl nicht so umfangreich war, wie in einer größeren Stadt, man konnte alles zum Leben nötige im Ort kaufen.

Ebenso erging es auch den benachbarten Gemeinden und den kleinen Städten, von denen hier als Beispiel nur Penig, Burgstädt, Rochlitz und Glauchau genannt werden sollen. Wer keine Arbeit in der Stadt selbst fand, fuhr nunmehr ohne wesentliche Probleme mit der Eisenbahn nach Chemnitz, Burgstädt, Geithain, Penig u. a. Städten, um dort sein Brot verdienen. Begabte Schüler besuchten die Mittelschulen in Penig und Burgstädt oder das Gymnasium in Rochlitz.

Natürlich nur, wenn die Eltern sich das auch leisten konnten.

Für die Lunzenauer erschlossen sich diese ganzen neuen Möglichkeiten durch die kleine schmale, seit 1863 stabile steinerne

Brücke über die man hinweg gehen mußte, um alle gebotenen Chancen nutzen zu können.

Ich möchte im Rückblick auf Erinnerungen eingehen, die ich als Lunzenauer Junge und als junger Mann an diese Brücke habe und auf die Bedeutung, die sie in meinem und dem Leben meiner Familie hatte. Die Eisenwarenhandlung F. G. Bönitz hätte wohl mein Großvater nicht gründen können, wenn Lunzenau nicht über diese Brücke mit den Bahnlinien verbunden gewesen wäre. Alle Öfen, Herde und sonstige Eisenwaren, die mein Großvater im Angebot hatte, erreichten Lunzenau über einen der beiden Bahnhöfe in Hohenkirchen oder in Cossen. Gewöhnlich wurde alles mit dem Handwagen von dort abgeholt, nur bei größeren Lieferungen erledigte das ein Pferdefuhrwerk.

Mein Vater zog mit 16 Jahren aus seinem Vaterhaus aus, um in Nauen eine Ausbildung in einer Eisenwarenhandlung zu erhalten und arbeitete danach in Chemnitz bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Jeden Morgen fuhr er mit dem Fahrrad über die Brücke zum Bahnhof Cossen, von da nach Chemnitz mit dem Zug und abends wieder zurück. Das war immer ein langer Tag; alle die nach Chemnitz zur Arbeit fuhren und das waren aus Lunzenau nicht wenige, mußten am Morgen gegen 5 Uhr aufstehen, erreichten aber die Wohnung in Lunzenau gewöhnlich nicht vor 19 Uhr. Meine Mutter arbeitete in der Strumpffabrik Lindemuth in Hohenkirchen über viele Jahre.

Die beiden hatten sich bei einem Tanzabend im Mai 1928 im Gasthof Cossen kennengelernt, er brachte nach dem Tanz seine spätere Frau zum ersten Mal nach Hause, nach Oberelsdorf. Dazu mußten sie bei diesem gemeinsamen Gang natürlich auch über die Muldenbrücke. Vielleicht haben sie dabei die ersten Küsse ausgetauscht? Kein Wunder also, wenn ich zu ihr ein inniges Verhältnis habe!

Meine eigenen Erinnerungen mit der Überquerung der Brücke beginnen mit den Einkäufen in der Fleischerei Krasselt, der Gemüsehandlung Arnold und dem Konsum an der Straße nach Berthelsdorf. Diesen Laden fand ich als Knabe großartig, er hatte die Form eines rechten Winkels; eine Winkelseite bot alle Dinge des täglichen Bedarfs an Nahrungsmitteln und Getränken, die andere Winkelseite Kleidung, Schuhe, Wäsche und andere schöne Sachen.

Der Laden war damit gewissermaßen der Vorläufer eines Kaufhauses. In der Fleischerei Krasselt wurde damals noch geschlachtet und neugierig ging ich einmal durch die Hoftür zu dem Schlachtraum. Ein Ochse erhielt gerade den bewußten Schlag auf die Stirn und ging mit weit aufgerissenen Augen und steifbeinig zu Boden. Ich wurde sofort des Hofes verwiesen, aber gesehen hatte ich schon genug. Es war sehr eindrucksvoll für mich, einen Schüler der ersten Klasse, doch Vegetarier bin ich deswegen nicht geworden!

Sonntags ging ich oft mit meinen Eltern an der Lindemuth'schen Fabrik vorbei zum Eichberg bis nach Göhren. Ein wunderschöner Spazierweg entlang der Zwickauer Mulde bis zur Göhrener Brücke. Mein Vater erzählte dann immer, der Brückenbaumeister habe sich von der Brücke gestürzt, als bei der Einweihung 1872 der erste Zug eine Senkung des Bauwerkes spüren ließ. Das hat mich sehr beeindruckt, ich habe diese Saga später noch bei jeder anderen, größeren Brücke (z. B. der Goeltzschtalbrücke) auch gehört oder gelesen, gestimmt hat sie wohl nirgends! Die Brückenbaumeister haben die angeblichen Stürze von den hohen Brücken durchweg gesund und munter überlebt! Alle Brücken stehen noch und sind imponierende und sehr schöne Bauwerke.

Als ich zur Schule ging, es war schon in den Kriegsjahren, arbeitete meine Mutter in Heimarbeit für die Strumpffabrik und nahm die Kontrolle der Strümpfe mit der notwendigen abschließenden Maschenaufnahme vor, das nannte sich „repassieren“. Wöchentlich mindestens einmal hatte ich mit dem Handwagen den Austausch der „repassierten“ Strümpfe mit noch unfertigen durchzuführen. Ich brauchte für den ganzen Vorgang ziemlich genau eine Stunde. Da das von meiner Freizeit am Nachmittag abging, beeilte ich mich immer sehr, zog oft sogar den Handwagen über den Kirchberg und die heutige Pestalozzistraße - eingespart habe ich aber immer nur Minuten. In den Sommerferien wollte meine Mutter unbedingt vermeiden, daß ich den ganzen Tag nur auf der faulen Haut lag und schickte mich deshalb vormittags in den Eichberg, wo ganz am Ende, kurz vor Göhren reichlich wilde Himbeeren wuchsen. Die sollte ich in einem Krug sammeln, um die Vitaminzufuhr zu verbessern. Ich habe das auch ganz gern gemacht, war allein, konnte meinen Gedanken ein wenig nachhängen und gegen Mittag wieder über die Brücke nach Hause schlendern. Der Krug war meist nicht ganz voll -

wahrscheinlich war er zu groß oder die Himbeeren zu klein! Am Nachmittag ging ich aber immer mit relativ gutem Gewissen im neuen Freibad schwimmen.

Und mit mir wiederum auch viele Kinder und Jugendliche aus Hohenkirchen und Cossen, die über die Brücke mit dem Fahrrad fuhren und ebenfalls mit großer Freude ihre Freizeit im Stadtbad von Lunzenau verbrachten.

Ein wichtiger Grund über die Muldenbrücke zu gehen, war für die Einwohner aus Hohenkirchen, Cossen und Göritzhein der Besuch der beiden Kinos in Lunzenau, der „Sonnen - Lichtspiele“ und des „Tivoli“. Beide „Lichtspieltheater“ waren in den Zwanziger Jahren eröffnet worden und mauserten sich nach und nach zu ansehnlichen Treffpunkten, die einen enormen Unterhaltungswert und Zulauf hatten. Sie wechselten normalerweise zweimal wöchentlich das Programm, informierten auf großen Plakattafeln überall in der Stadt und in den Nachbargemeinden über die Filme und legten auch Fotos aus Filmszenen in Schaufenstern von Läden aus. Die Besucher hatten die Möglichkeit in einer Woche max. vier Filme zu sehen und viele nutzten das auch. Die Filme endeten nach 90 min, Filmwerbung gab es kaum und die Wochenschau war auch nach 10 min schon vorbei. Kurz nach 22 Uhr konnten die Besucher schon wieder zu Hause sein, sich für den nächsten Arbeitstag ausschlafen und von dem gesehenen Film träumen. Die Sitze im Kino waren recht eng und die Beine konnte man nicht wirklich ausstrecken - also viel länger als 100 min war eine Vorstellung auch nur mit steif gewordenen Gelenken auszuhalten.

An Sonntagen wurden drei Vorstellungen angeboten, am Nachmittag eine für die Kinder, die das Kino oft bis auf den letzten Platz füllten und den Beginn der Vorstellung immer mit lauten Rufen begrüßten. Am späten Nachmittag und am Abend gab es dann noch zwei Vorstellungen. Fast immer waren die Kinos gut gefüllt. Die Filme, ihre Wahrnehmung und die ausgelösten Empfindungen bildeten einen ständigen Gesprächsstoff, die Filmschlager wurden ganz schnell erfaßt und fröhlich gesungen. Da behauptete Heinz Rühmann „...Ich brech' die Herzen der stolzesten Frau'n, weil ich so stürmisch und so leidenschaftlich bin...“, Johannes Heesters stellte fest „... Man müßte Klavier spielen können...“ oder „...Mein Herz müßte ein

Rundfunksender sein..."; Hans Albers verhielß „... Silber kling und springt die Heuer, heut bin ich ein feines Aas..."; Ilse Werner forderte „...Sing ein Lied wenn Du mal traurig bist...“ ; alles Lieder die sofort aufgenommen und gesungen, gepfiffen oder auch nur gesummt wurden.

Im Verlauf des Krieges wurden die Lieder verheißungsvoller aber viel unbestimmter. Zarah Leander sang „... Ich weiß, es wird einmal ein Wunder gescheh'n...“ und „...Davon geht die Welt nicht unter...“, Ilse Werner wiederum drückte das so aus „... Kauf Dir einen bunten Luftballon, halt ihn fest in Deiner Hand, stell Dir vor er fliegt mit Dir davon in ein fernes Märchenland...“. Alle Lieder waren eingängig, drückten die Sehnsucht der Zuschauer und ihre Träume nach diesem friedlichen Märchenland aus und wurden sicher auf dem Nachhauseweg über die Muldenbrücke, aber nicht nur da, laut gesungen.

Für junge und auch schon ganz junge Leute war der Kinobesuch eine herrliche Gelegenheit, im Dunklen, im geheizten Kinosaal in körperlicher Enge zusammen zu sitzen, einen fröhlichen Film zu sehen und sich von ihm zum zärtlichen Mitmachen anregen zu lassen. Im Krieg bot das Kino die Möglichkeit für zwei Stunden alles Bedrückende des Tages auszuschließen und in eine Scheinwelt hinab zu tauchen, denn die Filme wurden zunehmend fröhlicher, zeigten eine heile Welt und ließen die Sehnsucht nach einer normalen friedlichen Situation übermächtig werden. Das war von Propagandaminister Goebbels auch so gewollt und deshalb merkte man von den Problemen der Kriegszeit in den Filmen fast nichts. Im letzten Kriegsjahr wurden die Filmvorführungen aber immer öfter vom Hinweis des Personals unterbrochen: „Fliegeralarm, wir müssen abrechen“. Dann liefen alle so schnell als möglich wieder nach Hause, - und die Bewohner der östlichen Muldenseite eben wieder über die Brücke - um schnell in die Keller zu kommen, die Schutz bieten sollten.

Ich war ab 1941 Pimpf im Jungvolk und zog oft mit dem ganzen Trupp, der sich damals Fähnlein Lunzenau 27/214 nannte, im Braunhemd über die Brücke zum Eichberg zu Geländespielen und Exerzierübungen. Wenn wir über die Brücke zogen, mußten wir sehr laut singen, z.B. „Unsere Fahne flattert uns voran..“ oder „Die blauen

Dragoner, sie reiten.." oder auch „...Heia, heia, Safari". Das letzte Lied sollte den Einsatz der Kolonialtruppen in den deutschen Kolonien in Afrika im ersten Weltkrieg unter General Lettow - Vorbeck ehren, dessen Soldaten seinerzeit in hellbraune Khaki - Uniformen gekleidet wurden. Weil davon nach dem Krieg noch alle Lager voll waren (Lettow - Vorbeck mußte 1916 in Afrika kapitulieren und brauchte die Vorräte nicht mehr), deckte sich die Nazi - Bewegung billig damit ein. Die Farbe wurde schon vor 1933 Kult und so kamen auch die Pimpfe zu hellbraunen Hemden.

In der Kriegszeit kamen aber auch viele über die Brücke, die von den Kriegsereignissen schon hart getroffen waren. Es waren Evakuierte aus Nord - und Westdeutschland, bereits von Bomben Geschädigte und Schulklassen aus diesen Regionen Deutschlands, die Zuflucht vor den Angriffen aus der Luft suchten.

Der damalige Kieler Schüler Uwe Stein erinnert sich an seinen ersten Weg über die Muldenbrücke:

„...Es war wieder der Mai, im Jahre 1943, (unsere „Iltisschule" war zwischenzeitlich auch schon von Bomben getroffen worden) als man uns während des Unterrichts das nächste Reiseziel mitteilte. Ich entsinne mich noch, dass ich zum Kieler Hauptbahnhof ging und die Fahrpläne studierte, um zu erkunden, wo Lunzenau liegt, wie weit entfernt es von Kiel ist und ob es überhaupt einen Bahnhof hat. Mit etlichen anderen Klassen ging es in einem Sonderzug dann im Wonnemonat 1943 an die Mulde. Da angekommen, wurden unsere Koffer mit einem Pferdefuhrwerk über die Muldenbrücke in die Schule von Lunzenau gebracht, während wir den Weg zu Fuß dorthin zurücklegten..."

Die Lunzenauer Einwohner halfen wo sie konnten und viele der zeitweiligen Gäste haben sich später sehr herzlich bedankt. Besonders Kinder, die von ihren Eltern in Lunzenau bei Verwandten, Bekannten oder auch nur Gasteltern untergebracht waren, erinnern sich bis heute an die liebevolle, elterliche Aufnahme. Von einer Frau, die als kleines Hamburger Mädchen nach den furchtbaren Luftangriffen auf Hamburg im Juli 1943 in Lunzenau in einer Familie Aufnahme fand, hörte ich nach mehr als 50 Jahren einen regelrecht begeisterten und immer noch tief berührten Bericht, wie gut und herzlich sie als „Kind und Schwester" eingegliedert wurde und wie wohl sie sich fühlte. Ich

konnte ihr den Kontakt zu ihrer damaligen „Schwester“ wieder vermitteln.

Auch der o.a. Kieler Schüler Uwe Stein schreibt in seinen Erinnerungen:

„...Während der Zeit der Trennung unseres Landes habe ich oft an die Lunzenauer gedacht, welche Opfer sie, ohne Entgelt, damals für uns gebracht haben...“

Es waren vor allem die Frauen und Mütter, die diese Hilfsbereitschaft aufzubringen hatten. Und was hatten die Frauen in diesen Tagen nicht alles zu bewältigen und - man sah es ihnen an! Alte, ausgedehnte Strickjacken, verwaschene Schürzen, faltige, dunkle Strümpfe, zippelige Kleider und Röcke, ausgetretene Schuhe und wenig gepflegtes, einfach frisiertes Haar, das häufig mit einem Kopftuch bedeckt wurde. Die Hautfarbe war fahl von der täglichen Angst um die Männer, die Söhne und andere Familienangehörige im Krieg, der Sorge, wie man die Familie am nächsten Tag noch satt bringt, wie das Holz und die Braunkohle für eine einigermaßen warme Stube herangeschafft würde, wie der Kleingarten bestellt werden könne, um paar Tomaten, Kohlrabi, Äpfel und Stachelbeeren zu ernten. Wenn sie nachts dann erschöpft im Bett lagen, ging die Sirene und jagte alle wieder hoch.

Und dennoch diese wunderbare, ständige Hilfsbereitschaft - ohne viele Worte - gegenüber denen, die dieser Hilfe so sehr in diesen schlimmen Zeiten bedurften.

Das sollte nicht vergessen werden!

Es war auch die Zeit, da viele junge Männer, begleitet von ihren besorgten und angsterfüllten Müttern, Frauen und Freundinnen über die Brücke zum Bahnhof Cossen zogen, um den Wehrdienst an irgendeinem Frontabschnitt anzutreten oder als sechzehnjähriger Luftwaffenhelfer bei einer Fliegerabwehrkompanie. Wieviel fröhlicher waren sie, wenn sie einmal zu einem Urlaub den Weg von den Heimatbahnhöfen nach Hause antreten konnten, aber das war ja stets nur eine kurze Zeit der Freude, dann mußten sie wieder hinaus und ich habe die Abschiedsszenen noch vor meinen Augen, die sich auf dem Bahnhof Cossen abspielten. Für viele der jungen Männer war der Gang über die Brücke ohne Wiederkehr. Für sie blieb nur noch die

schwarz umrandete Anzeige in den lokalen Zeitungen.

Dabei war es schon eine Wiederholung, ebenso hatte sich das bereits im Ersten Weltkrieg 1914-1918 zugetragen. Da mußten ihre Väter und deren Brüder als junge Männer den gleichen Weg aus der Stadt hinaus ziehen, um in Flandern, an der Somme oder an der russischen Front ihr Leben sinnlos zu riskieren und auch zu verlieren.

Der Gedenkstein auf dem Lunzenauer Friedhof erinnert daran.

Dann ging am 15. April 1945 der Krieg für die Lunzenauer und Hohenkirchner zu Ende. Einige beherzte Männer hatten noch verhindern können, daß die Brücke von der Wehrmacht gesprengt wurde. Einer der bei der Sprengung mittun wollte, war der Schwiegersohn des alten Lindemuth, ein Reservemajor aus dem Ersten Weltkrieg mit Namen Kupfer. Er hatte die einzige Tochter geheiratet, ernährte sich durch die Fabrik und es ging ihm dabei nicht schlecht. Er gründete die Reitabteilung Hohenkirchen des „Stahlhelm“, einer Organisation von unzufriedenen ehemaligen Soldaten, die den Kaiser gern wieder haben wollten. Für sie ließ Kupfer 1930 eine Reithalle in Oberhohenkirchen bauen, die während des Krieges zu einer Munitionskammer wurde. Ich sah Kupfer als Junge manchmal auf den Wegen im Eichberg auf seinem Zossen herum hoppelnd. Er hatte viel Zeit denn für die Leitung der Fabrik brauchte man ihn ganz gewiß nicht. Kupfer hat sich wohl für ein militärisches Genie gehalten, da er glaubte durch seine Mitwirkung bei einer Sprengung der Muldenbrücke den Krieg noch zu gewinnen. Wunderbar, daß er deren Zerstörung nicht geschafft hat!

Die Brücke mußte nun den Durchzug der Panzer und schweren Lastwagen der US - Armee aushalten und tat das ohne Schaden zu nehmen. Es war eben doch Qualitätsarbeit, die unsere Vorfahren geleistet hatten! Die Muldenbrücke wurde im Sommer 1945 auf beiden Seiten ständig von den Besatzungstruppen bewacht. Nach einigen Wochen zogen sich die Amerikaner auf die Lunzenauer Seite zurück und in Hohenkirchen rückten sowjetische Truppen nach. Der Beginn einer weltgeschichtlich bedeutsamen Situation: Auf der Lunzenauer Seite die Soldaten der US - Armee und auf der östlichen in Hohenkirchen die der Roten Armee. So sollten sich die beiden Armeen, über die ganze Welt verteilt, noch mehr als 40 Jahre

aufgerüstet gegenüberstehen und bei vielen Zwischenfällen hätte es bekanntlich ganz böse ausgehen können.

Aber 1945 waren es noch die Waffengefährten des Zweiten Weltkrieges, die sich an der Muldenbrücke freundlich die Hand drückten, sich zusammen fotografieren ließen und alle glücklich darüber waren, den Krieg lebend überstanden zu haben.

In dieser Zeit zogen ständig von Schlesien kommende verhärmte Flüchtlinge, meist Frauen und Kinder mit Handwagen über die Brücke und suchten nach einer Bleibe. Sie wurden auf beiden Seiten des Flusses von den Wachsoldaten angehalten und nach dem Woher und Wohin befragt. Über das Woher konnten sie alle präzise berichten, beim Wohin blieb ihnen nur das traurige, fragende Kopfschütteln. Man ließ sie immer, ohne weiter zu drängen, von dannen ziehen. Was hätten die Soldaten auch anderes tun können?

Die Bewachung der Brücke endete am 1. Juli 1945, die Soldaten der US - Armee zogen sich in Richtung Westen zurück und Lunzenau geriet vollständig unter sowjetische Besatzung. Nach und nach normalisierte sich das Leben in den gegebenen Möglichkeiten. Es war zuerst die Ernährung zu sichern und dazu gingen die Lunzenauer wieder über die Brücke, um auf den Feldern in Hohenkirchen, in Cossen, in Berthelsdorf und Umgebung Ähren zu lesen, Kartoffeln zu stoppeln und in den Wäldern Brennholz für die Öfen zu sammeln. Alle nahmen bei den Holzaktionen ein Beil und eine kleine Bügelsäge mit, begnügten sich keinesfalls nur mit Bruchholz sondern fällten - obwohl verboten - bei diesen Ausflügen jeweils einen Baum. Der Baumbestand im Eichberg nahm stetig ab, der so genannte Brückenwald in Hohenkirchen verschwand ganz. Kalt blieben die Stuben trotzdem, denn die nötige Braunkohle war ja auch nicht ausreichend und nur im „wasserhaltigen“ Zustand vorhanden.

Da alle möglichen sonst nicht genutzten Flächen landwirtschaftlich bebaut wurden, erhielt meine Mutter 1946 an der Straße nach Cossen auf dem Gelände der Strumpfwirkerei eine kleine Fläche zur gärtnerischen Nutzung zugeteilt, die sie - Vater war noch in englischer Kriegsgefangenschaft - kurzerhand mir übertrug. Es waren zwar nur ca. 100 qm, aber für Gemüse und Tomaten gut geeignet. Der wunderbare Geschmack meiner Tomaten war jedenfalls nicht mit dem der holländischen Erzeugnisse, die man heute in den Supermärkten

erhält, zu vergleichen. Ich habe dennoch schon in dieser Zeit leicht vergnitzt beschlossen, kein Kleingärtner zu werden, denn ich mußte nun fast täglich von der Altenburger Straße zum Gießen und zur allgemeinen Pflege mit dem Fahrrad, bepackt mit Gießkanne und Harke oder Spaten über die Brücke. Vorher war natürlich mit dem offenen Handwagen Mist durch die Stadt zu transportieren und in die Beete einbringen. Das geschah einmal an einem Sonnabendnachmittag. Am Abend trat in der „Sonne“ eine tingelnde Schauspielergruppe auf (große künstlerische Möglichkeiten hatten die damals kurz nach dem Krieg auch nicht), unter ihnen der von mehreren Filmen bekannte Schauspieler Rolf Weih. Der spazierte über den Marktplatz, stand gerade vor dem Muldenschlößchen und betrachtete den Markt. Ich erkannte ihn und grüßte ehrerbietig, als ich mit dem duftenden Handwagen vorbeifuhr. Er grüßte zurück, schaute aber doch etwas erstaunt auf meine Fuhre. Einen Moment hatte ich noch die Idee, mir ein Autogramm geben zu lassen, das unterließ ich aber, denn ich sah so aus, wie einer eben aussieht, der frischen Mist mit dem unbedeckten Handwagen transportiert.

Trotz der vielen Pferdefuhrwerke, die Lunzenauer Straßen und die Muldenbrücke täglich passierten, man sah selten einen Haufen Pferdeäppel. Warum? Weil jeder Haufen von den Kleingärtnern - und wer hatte keinen Kleingarten - sofort mit einer Schaufel aufgenommen und dem eigenen Komposthaufen zugeführt wurde. Je größer der Haufen, desto fröhlicher die Stimmung der Sammler! Ach, wenn das doch auch bei den zahlreichen Haufen Hundesch..... noch heute so wäre!

Ich hatte in der Firma Graetz Radio (ab 1947 Stern Radio) Rochlitz meine Facharbeiterausbildung begonnen und mußte ab 1946 täglich zum Bahnhof Lunzenau, der ja in Hohenkirchen liegt und dessen Ortsnamen wegen einer Ablehnung der damaligen Gemeindeältesten nicht annehmen durfte. So wenigstens die mir bekannte Überlieferung. Mein Zug fuhr täglich 6 Uhr 17, also mußte ich jeden Morgen gegen 6 Uhr im Windschritt die Brücke überqueren und kam gegen 17 Uhr etwas gemächlicher wieder über sie zurück. Mit mir fuhren Scharen von Männern, Frauen und Jugendlichen aus Lunzenau und Umgebung nach Rochlitz, so daß die Sitzplätze immer rar waren.

Graetz Radio war einer der bedeutendsten Arbeitgeber. In den ersten Jahren nach dem Krieg kam es häufig zu Zugverspätungen, manchmal mehr als eine Stunde. Das waren dann besonders lange Arbeitstage, weil auch der Magen wegen der vegetarischen Genüsse, mit denen das Frühstücksbrot bestrichen war, laut knurrte und die Mittagsmahlzeit aus der Betriebskantine auch mehrmals in der Woche aus Haferflockensuppe bestand. Der damalige (aus Lunzenau stammende) Betriebsleiter Fritz Winkler, wollte das Mittagessen für die Mitarbeiter etwas aufwerten - gutes Essen schafft gute Laune und erhöht zweifellos die Produktion - und ließ für ein paar Radiogeräte einige Schweine bei Landwirten der Umgebung eintauschen. Er entzog die Geräte dadurch den Reparationsleistungen an die Sowjets. Dafür mußte er später sogar in das Gefängnis - es war der einzige Vorwurf, den ihm die Gerichtsbarkeit der DDR letztendlich machen konnte!

Am Sonnabend - damals war der Sonnabend noch Arbeitstag und ich kam erst gegen 14 Uhr wieder zu Hause an - überquerte ich die Brücke viermal, denn am späten Nachmittag eilte ich mit Pomade im Haar, in das ich eine Tolle gedrückt hatte, geputzten Schuhen, flatternden Hosen (die Hosenmode schrieb 1947/48 sehr weite Hosenbeine vor) und wehendem Schlips schon wieder zum Tanz zum Gasthof Cossen. Am Cossener Berg konnte ich meist schon einige Töne der Tanzmusik hören, das feuerte an und ich beschleunigte fast auf Joggingtempo. Lange nach Mitternacht kehrte ich am Ende immer fröhlich über die Brücke wieder nach Hause zurück. Trotz aller Vorsicht, meine Mutter hörte mich doch stets wenn ich in Socken - die Schuhe in der Hand - über die knarrende Holzterre in meine Kammer stieg. Sie schaute auf die Uhr und überlegte, welchem Nachbarort ich auf dem Nachhauseweg noch einen Besuch abgestattet haben könnte. Das erfuhr sie aber spätestens am Montag in der Strumpffabrik von den jungen Kolleginnen, die ebenfalls den Tanzabend besucht hatten. Es blieb nichts geheim. Gepetzt eben!

Ab 1950 besuchte ich die Technischen Lehranstalten in Chemnitz und wohnte während der Woche dort in einem möblierten Zimmer. Am Montag mußte ich jeweils schon sehr früh wieder über die Brücke, war beladen mit einem Rucksack voller Lebensmittel wie Kartoffeln

und vorgekochten Suppen, die meine Mutter fürsorglich zubereitet hatte, einigen zusätzlichen Lebensmitteln, wie Kuchen vom Sonntag, einigen Eiern, einem Stück Speck und manchmal auch mit Holzscheiten, die ich am Sonntag zu Hause zerkleinerte, damit ich jeden Morgen noch den Kachelofen in meiner Stube in Chemnitz anheizen konnte. Etwas ausgelaugt und nicht ganz frisch kam ich dann am Sonnabendnachmittag wieder an und ließ mich am Wochenende aufpäppeln. Einmal hatte ich mir in Chemnitz einen der damaligen Mode entsprechenden breitrempigen Hut gekauft und trug ihn schon auf dem Weg von Cossen. Ich hatte Taschen in beiden Händen und es wehte ein starker Wind. Ständig mußte ich die Taschen fallen lassen und dem Hut nachhechten. Als ich in Hohenkirchen ankam, hatte ich davon die Nase voll und hoffte ingrimmig, er würde mir von der Brücke in die Mulde fliegen. Dann hätte ich wenigstens eine Ausrede vor mir selbst gehabt. Aber oh Wunder! Auf der Brücke war nahezu Windstille und ich mußte die Filztüte weiter tragen.

Nach dem Studium in Chemnitz fuhr ich weiter weg und die Abstände in denen ich meine liebe Muldenbrücke wieder sah, wurden nun viel größer.

Inzwischen sind mehr als 50 Jahre vergangen und die Situation in Lunzenau und rund um die Muldenbrücke herum hat sich sehr verändert. Es gibt kaum noch Industrie, die Muldenalbahn wurde eingestellt, die Fahrten auf der Strecke zwischen Leipzig und Chemnitz stark eingeschränkt.

Es wird die Erinnerung wieder wach, als in Lunzenau immerhin bis zu 1700 Arbeitsplätze angeboten werden konnten, - in der Möbelstoffweberei, der Papierfabrik, den beiden Mützenfabriken, der Schuhfabrikation, der Strumpfwirkerei (später der Textur - Feinseidefabrikation) einer Reihe von weiteren kleinen Industriebetrieben und natürlich auch in den Handwerksstätten der kleinen Stadt. Ströme von Männern und Frauen zogen daher auch am Morgen, von den beiden Bahnhöfen kommend, über die Brücke nach Lunzenau und gingen ihrem Broterwerb hier nach. Das wird wohl so nie wieder stattfinden können und man blickt auf diese vergangenen Möglichkeiten doch mit Resignation zurück. Nicht auf die vergangenen Regierungsformen, die nun wirklich nicht die zu

suchende Alternative waren. Nein, das Berufsleben war (und ist) einfach die Basis für das Selbstwertgefühl als ein Mensch, der gebraucht wird. Daraus wächst das normale Selbstbewußtsein eines Bürgers im Alltag, dessen Sorge der Werktag sein sollte, aber nicht so sehr - wie teilweise heute - die ganze in Frage gestellte Zukunft.

Junge Leute suchen nunmehr notgedrungen ihre Arbeitsstelle weit außerhalb ihrer Heimat und fahren natürlich auch nicht mehr mit der Eisenbahn dahin, sondern mit dem eigenen Wagen. Die Güterbahnhöfe werden schon lange nicht mehr gebraucht, große Lastkraftwagen bringen alles in die Stadt, was diese benötigt. Mitnehmen werden sie wohl kaum etwas, denn in der kleinen Stadt mit dem großen Gewerbefleiß wird nichts nennenswertes mehr hergestellt. Gibt es Aussicht auf eine Änderung? Auf die Entwicklung von Arbeitsplätzen in zukunftsträchtigen Tätigkeiten und Betrieben? Klopfen wir auf Holz!

Die Muldenbrücke wird als Folge auch nicht mehr von so vielen Menschen überschritten wie damals, aber gebraucht wird sie natürlich noch immer - sie ist unverzichtbar und immer wenn ich wieder zu Besuch nach Hause kam und über die Muldenbrücke in Lunzenau ging, atmete ich tief durch und war glücklich.

Und das ist bis heute so geblieben.

2005